

# Sommer- und Winterfahrten im Wetterstein Allein vom Hochblassen zur Zugspitze im Winter

VON OTTO EIDENSCHINK

(Mit 5 Bildern, Tafel IV, V, VI, VII)

Allein am Berg — fragen wir nicht nach dem Warum! Es gibt ein Für und ein Wider, die Gründe mögen jeweils verschieden sein, so verschieden wie die Menschen selbst. Für mich war damals vor fünfundzwanzig Jahren der Hauptgrund des Alleingehens die Gefährtenfrage. Meine Seilfreunde hatten im Sommer viele schöne Bergfahrten erleben dürfen, wogegen ich hinter Kasernenmauern, fern vom Gebirge, die Zeit verbringen mußte. An den dienstfreien schönen Sonntagen stand ich auf den Höhen südlich von Augsburg und schaute voller Sehnsucht zur Alpenkette am Horizont. Ich zählte — drei Monate, zwei Monate —, und endlich, Anfang Oktober, kam der Tag der Entlassung. Für mich war der Weg in die Berge wieder frei! Bei jeder Witterung war ich von nun an abends nach der Arbeit im Grünwalder Klettergarten. Jeden Samstag ging es nach Arbeitsschluß mit dem Rad in die Berge, auf der Hütte traf ich wieder Gefährten. So vereinte uns die letzte Bergfahrt im Spätherbst noch einmal in der Gaif-Südwand: Herbert Paidar, Ludwig Vörg, Ludwig Schmaderer und mich.

Weihnachten 1936 kam. Allein stieg ich durch das Reintal zur Stuibenhütte auf. Der Weg war schön, trotz aller Anstrengung. Durch tiefen Pulverschnee und verschneiten Bergwald zog ich meine einsame Spur. Stille und weihnachtlicher Friede umgaben mich. Es fing schon an zu dunkeln, als ich die vom Kreuzeck kommende und zur Stuibenhütte führende Spur erreichte. Die Nacht brach ein, ohne stilles Leuchten auf den Höhen, ohne lange Schatten in den Tälern. Der Himmel war trüb und mit schneeträchtigen Wolken verhangen. Am nächsten Morgen, dem zweiten Feiertag, lagen dreißig Zentimeter Neuschnee vor der Hütte. Das Gewölk begann sich zu lichten, vereinzelte blaue Flecken leuchteten durch das Grau des Himmels. Nach der großen Kälte zu schließen, waren die Wetteraussichten günstig. So war es für mich eine rasche Entscheidung, auf den Hochblassen zu gehen zur Erkundung des Grates. Mit zwei weiteren Hüttengästen aus Garmisch, die mir vom Sommer aus dem Oberreintal bekannt waren, zog ich, mit den breiten Sommerschneeschuhen spurend, unterhalb der Stuibenwände entlang und hinauf zum Stuibensee, hinein ins Grieskar. Einzelne Wolken zogen noch um die hochwinterlichen Gipfel der Alpspitze und des Hochblassen. Zum Glück war der zur Grieskarscharte emporziehende Steilhang nicht lahnig. Die Bretter verstauteu wir abseits der Schneerinne, um, durch diese ansteigend, den Grat und später den Gipfel zu erreichen. Lange saßen wir im Windschatten des Gipfels. Blauer, leicht dunstiger Himmel überspannte das Wettersteingebirge. Das Wetter hatte sich endgültig zum Besseren gewendet. Mein Entschluß, den Grat bis zur Zugspitze zu versuchen, stand fest. Wohl war mir der sechs Kilometer lange Gratweg vom Sommer her unbekannt, was hätte aber diese Kenntnis bei hochwinterlichen Verhältnissen genützt? Ich wollte mich auf das Gefühl für den besten Weg verlassen, und daran sollte es nicht fehlen.

Der volle Mond stand längst über der Soierngruppe, die Grate warfen lange Schatten auf die silbern glänzenden Hänge. 21 Uhr. Zeit zum Nachtessen. „Ja“, meinte der Franzl,

und gibt einen Batzen Fett in die Pfanne, „der Schamarrn muß lang herhalten. Wann willst du denn weggehen?“ — „Ich meine, so um Mitternacht.“

Als ich zu dieser Zeit die Hütte verlasse, durch die Schneerinne ansteige und in die Scharte komme, liegt der Grat in vollem Mondlicht vor mir. Eine grenzenlose Einsamkeit ringsum, das große Erlebnis dieser Bergfahrt. Ein kurzes Verschnaufen nur, ein Schauen über die vielen, vom hellen Mondlicht überfluteten Gipfel in der Runde, dann beginne ich den Abstieg durch die mit blankem Eis angefüllte südwestliche Rinne. Die Umgehung auf der Westseite war zu lawinengefährlich. Der Abstieg ist schwer, das Eis glashart und sehr steil. Eine kurze Querung, und ich stehe auf dem Grat, der zur Vorderen Höllentalspitze emporzieht. Die Felsen sind abwechselnd mit Eis überzogen oder tief verschneit. Bis an die Hüften wühle ich im Pulverschnee. Um 8 Uhr erreiche ich die Grathütte. Rast gibt es jedoch keine, der Weg ist noch weit, der Rucksack schwer. Er enthält nicht nur eine komplette Biwakausrüstung mit Kocher und Benzin, es sind auch noch die Sommerschier draufgeschnallt, mit denen ich über das Platt abfahren, das Reintal und Garmisch erreichen will, wenn ich den Grat überwunden habe. Stunde für Stunde vergeht, die Zeit läuft wie im Fluge. Die Sonne gibt mir nun angenehme Wärme. Das Gelände nimmt meine ganze Achtsamkeit in Anspruch, aber ich sehe den zartblauen Himmel über mir, in der Runde das helle Leuchten der stillen Gipfel des Wettersteins. Ich kann auf dem Platt tief unter mir die vielen Schifahrer erkennen. Dort unten spürt man nichts von der geradezu arktischen Einsamkeit hier oben. Der Abstieg von der Inneren Höllentalspitze ist mir als am schwierigsten in Erinnerung. Erst stark vereiste Felsen, dann eine sehr steile, mit Pulverschnee angefüllte Rinne, die wieder in plattigen Fels übergeht. Von der nächsten Rinne trennt mich noch ein vereister Überhang. Lange überlege ich, wie ich ihn wohl überwinde, denn einen Abseilhaken kann ich nicht anbringen. Ein Sprung? Es sind etwa fünf Meter! Ein sehr steiler Aufsprung! Nun überlege ich nicht mehr lange, seile zuerst den Rucksack ab und springe. Ja, das war wohl hoch, bis an den Bauch stecke ich im Schnee.

Der Weiterweg: Überwächter Grat, vereiste Felsen, die ich teilweise auf der Süd- oder Nordseite umgehe. Weitausladende Wächten versperren öfter den Grat, fast aussichtslos erscheint es, und doch geht es immer weiter. Ein sehr steiler Grataufschwung verlangt mein ganzes, technisches Können. Zweimal muß ich zurück, der Rucksack ist zu schwer, die Tritte, die den Tricouninägel Halt bieten sollen, zu klein. Ich versuche es ohne Rucksack und seile ihn nach. Da bleibt mir das Ungetüm auch noch am Überhang hängen. Endlich habe ich ihn bei mir, der Weiterweg zur Zugspitze ist frei. Schon bricht die Nacht an. Still kommt sie aus den Tälern herauf. In Garmisch blitzen die ersten Lichter auf, es werden mehr und mehr. Dort ist Wärme und Behaglichkeit. Ich stehe und schaue, warte auf den Mond, der mir den Weiterweg erhellen soll, und hänge meinen Gedanken nach. Wie winzig ist doch der Mensch im Weltenablauf! Wie ungeheuer die einsame Natur, wie mächtig dem Menschen gegenüber! Was hülfte mir hier oben aller Besitz. Nur meinen unverrückbaren Willen zum Durchhalten kann ich dagegenstellen, mein Gewinn wird die äußerste Anstrengung verlangen, die Überwindung aller Schwierigkeiten des Weges. Dies wird mich Mensch sein lassen. Dort unten, wo die Lichter schimmern, wird freilich der Mensch anders gemessen. Zu weit sind sie dort schon entfernt von dem, was mich hier umgibt, was mir das Ringen mit der unerbittlichen Natur wert ist.

Nun schiebt sich der Mond groß und rot hinter der Soierngruppe herauf. Im Höhersteigen wird sein Schein weißer und heller, bis eisklares Licht die kleinste Erhebung umfließt. Ich kann weitergehen. Die Schuhe sind beinhart gefroren, die Füße fast zu Eisklumpen geworden, ich fühle sie nicht mehr. Nur weiter, ich kenne keine Müdigkeit, darf keine kennen; bis zu den Knien reicht der Schnee. So wühle ich Stunde für Stunde bergwärts. Nur wenige Sterne vermögen sich gegen das grelle Mondlicht zu behaupten. Kurz vor Mitternacht erreiche ich das Münchner Haus auf der Zugspitze. Der Meteorologe hat

Besuch. Beide starren mich entgeistert an, fragen schließlich, wo ich herkäme. Ich sage ihnen, daß ich vom Hochblassen über den Grat gegangen bin. Sie meinen, ob mein Begleiter noch draußen ist? „Ich hab' keinen Gefährten dabei . . .“ „Allein? — Den Grat ist im Hochwinter noch keiner allein gegangen!“ Das weiß ich nicht, und es ist mir auch gar nicht wichtig; ich habe ein großes Erlebnis gehabt, das mich um vieles reicher gemacht hat. Der „Wettermacher“ versorgt mich rührend mit heißem Tee und Suppe, kann es aber nicht lassen, unentwegt zu fragen. „Wann bist du denn weg vom Stuiben?“ — „Vor vierundzwanzig Stunden.“ — „Bist du da vielleicht in einem Stück durchgegangen? Du wirst doch was zum Essen und Trinken dabei gehabt haben?“ — „Doch, das schon, aber keine Zeit dazu.“ — „Ja, warum bist du dann net eher eingestiegen?“ — „Ich hab' doch zuerst schauen müssen, wie die Verhältnisse sind, darum bin ich zuerst mit zwei Garmischern auf den Blassen, dann hab' ich den Rucksack gepackt, das letzte Mal etwas gegessen, zwei Stunden gerastet und fort bin ich.“ Ich habe das Gefühl, daß er nun endlich genug gefragt hat und widme mich meinen Schuhen, die inzwischen etwas aufgetaut sind, so daß ich sie ausziehen kann. Es kommt wieder Leben in meine Füße. Ich trinke noch Unmengen heißen Tee, und nach vier Stunden quäle ich meine leicht gefrorenen Füße wieder in die bocksteifen Stiefel. Der Abstieg zum Schneefernerhaus ist einfach, auch die Abfahrt ins Reintal geht glatt vonstatten. Um 10 Uhr steige ich in den Zug nach München und bin um 14 Uhr wieder an meinem Arbeitsplatz; der Alltag fängt wieder an.

### *Erste Winterbegehung der Wetterkante*

Ende Januar 1939. Die Vorbereitungen für die Nanga-Parbat-Expedition „Diamirflanke“ sind abgeschlossen. Jetzt ist nur noch die Genehmigung der Regierung erforderlich, auf die wir sehnsüchtig warten. Trainingsmäßig bin ich in Hochform. Der Bau der Fideropaßhütte im vergangenen Herbst hat nicht unwesentlich dazu beigetragen. Alle Materiallasten hierfür mußten getragen werden, und ich kam dadurch so ins Training, daß ich Lasten von drei Zentnern allein zur Baustelle buckelte. Dabei gab es eine gute Verpflegung — alles gerade recht, um in eine großartige körperliche Verfassung zu kommen. Natürlich wurden auch Trainingsfahrten unternommen, und eine davon war die Wetterkante. Schon einige Jahre war ich um diese Tour „herumgegangen“. Der Schneefernerkopf und die Wetterspitzen weisen westseitig mehr als tausend Meter hohe Felswände auf. Zwischen beiden Gipfeln zieht sich ein großes Kar, die „Neue Welt“, zum Schneefernerkopf hinauf. Rechts davon die Abstürze der Wetterspitzen mit der weniger markant hervortretenden Wetterkante. Wie das Wort schon sagt, ist diese Seite des Berges dem Wetter besonders stark ausgesetzt. „Wohl eine narrische Tour im Winter“, meinte Peter Pfitzner, damals einer meiner besten Freunde. Alle meine Versuche, ihn für diese Unternehmung zu gewinnen, scheiterten. Und gerade weil ich diese Fahrt noch nicht kannte, wäre mir an seiner vertrauten Begleitung viel gelegen gewesen; nun mußte es halt einmal anders gehen.

11. Februar 1939. Ich rufe bei Hannes Lanig an am Oberjoch. „Hannes hast du Zeit? Ich brauche einen Seilgefährten für die Wetterkante.“ Hannes sagt sofort zu. Wir verabreden, daß ich gleich morgen mit dem Rad zu ihm komme, um von dort aus mit dem Wagerl des Hannes nach Ehrwald zu starten. „In Ordnung, ich warte auf dich. Servus!“ sagt der Hannes noch und hängt ein.

Anderntags treffe ich mit Hannes am späten Nachmittag auf der Ehrwalder Alm ein. Wir wollen nicht nächtigen, uns nur ein bisserl aufhalten. Gemeinsam spüren wir dann in Richtung Kante. Der Schnee ist sehr tief, streckenweise versinke ich bis an die Hüften. Gegen Abend sind wir wieder auf der Alm und ruhen uns noch etwas aus. Der Rucksack ist fertig, nur noch einige Stunden, damit die Kälte den Schnee tragfähiger macht.

Es ist 24 Uhr. Leise tasten wir uns zur Haustür. Die Gäste und die Wirtsleute sind

eben erst schlafen gegangen. Wir aber überschreiten die Schwelle voller Erwartung. Weder die Suche nach der Gefahr — die ergibt sich von selbst — noch Lust nach Sensation ist uns der Anreiz. Dem Berg, dem schönen Anstieg, der Vielfalt des Erlebnisses gilt unsere Erwartung.

Vor uns erhebt sich aus tiefem Schnee die etwa tausend Meter hohe Kante. Die erste Seillänge arbeite ich mich hoch, einige kleine Überhänge sind zu überwinden, dann stehen wir am eigentlichen Einstieg. Diese Felszone wird laut Führer auf schmalen Bändern links umgangen. Der Weg zum Gipfel ist klar vorgezeichnet. Sehr steiler Fels ist zwar schnee-, dafür aber nicht eisfrei. Unangenehm sind die zergliederten Felszonen, die nicht nur mit hinderndem Schnee, sondern auch mit Eisglasur überzogen sind. Es ist erstaunlich, wie schnell die Zeit verfliegt! Die Sonne ist aufgegangen, während wir uns höher arbeiten, nun steht sie schon weit im Westen. Der Weg zum höchsten Punkt ist noch weit . . .

Die letzten zweihundert Meter sind sehr unangenehm. Dort führt der Anstieg durch kaminartige, mit Pulverschnee gefüllte Rinnen, die äußerst schwierig zu überwinden sind. Zum Hinaufspreizen sind die Felspartien zu weit auseinander. Ich muß also meist in der Rinne selbst bleiben. Bei einer versuche ich vergeblich mein Glück im steilen, schneefreien Fels. Der Fels ist zu glatt für die Tricounibenagelung der Schuhe, es geht einfach nicht. Also wieder hinein in die steile Rinne. Hannes hat sehr guten, sicheren Stand. Sollte der Schnee wirklich abgehen, halten die zwei Seile bestimmt. Auch den Rucksack lasse ich bei Hannes. Dann beginne ich ein vorsichtiges Tasten und Schleichen, wirklich ein mühseliges Emporkommen. Wie ich es endlich schaffte, ist mir hernach selbst nicht mehr ganz klar. Doch jetzt hab' ich Stand. Ich schaue hinunter in den Talkessel von Ehrwald. Von dort schiebt sich die Nacht zögernd herauf, bis Lermoos und Ehrwald schließlich als Lichtinseln zu uns heraufleuchten. Hannes meint, der Mond wird bald kommen, er ist heute voll. Und jetzt ist der Fels auch nicht mehr schwer, wir sind bald oben. 20 Uhr. Wir reichen uns die vom Schnee ausgelaugten und vom Fels zerschundenen frostklammen Hände. Über uns der mondhelle Nachthimmel, vereinzelte Sterne, auf der Westseite des Berges zarte Dunkelheit und um uns eine grandiose Einsamkeit. Die hellerleuchteten Fenster des Schneefernhauses scheinen zu uns herüber. Welche Kluft zwischen unseren Empfindungen und dem Denken jener, die sich dort drüben mit viel Geldausgeben oberflächliche Fröhlichkeit erkaufen! Längst war mir das klar geworden: Wer wirkliche Erfüllung im Bergsteigen sucht und nicht nur die Leistung, der vermag seine Kraft und Fröhlichkeit aus den Stunden zu schöpfen, da er, ganz auf sich gestellt, die Härte der Natur überwinden muß, nicht nur mit der äußeren Kraft, sondern auch mit seiner innersten Einstellung zum Leben. Wer den so errungenen Sieg auch vergeistigen, verinnerlichen kann, ist wahrer Bergsteiger.

Nach kurzer, schweigsamer Rast, die jedem von uns Zeit für seine eigenen Gedanken läßt, steigen wir zur Knorrhütte ab. Der nächste Tag sieht uns frühzeitig auf den Beinen. Im tiefen Schnee wühlen wir uns zum Zugspitzgatterl und weiter nach Ehrwald. Am frühen Abend sind wir wieder am Oberjoch im Hause Lanig. Hannes wird mit Sekt empfangen, ich schwinde mich auf mein Rad, ich möchte heim. Zu Hause jedoch kam das weniger schöne Nachspiel. Ich wurde von Telegrammen und Ferngesprächen aus München überfallen. Verschiedene Tageszeitungen und Illustrierte forderten Bild- und Wortberichte, meine Dienststelle ebenso. Ich machte kurzen Prozeß, und der Papierkorb nahm den unliebsamen Kram auf, ich konnte mich noch nie für diese Art von Publicity erwärmen. Vor einer gleichgültigen Menge mein großes Erlebnis preisgeben, zerreden und zur Sensation werden lassen? Nein, wer aus innerem Bedürfnis eine Bergfahrt unternimmt, gleich, welchen Schwierigkeitsgrades, wird derartiges verabscheuen. Jahre später kann einmal die Stunde des Erzählens kommen. Ich habe immer durch diese Einstellung viele Nachteile gehabt; nie ging mein sehnlichster Wunsch, das „große Gebirge“, in Erfüllung und dies nicht zuletzt deshalb. Aber, wer kann schon aus seiner Haut heraus?

*Schönangerspitze-Nordpfeiler*

Waxensteinhütte, Herbst 1946.

Ein wunderschöner Herbsttag ist angebrochen, ein Tag wie zarte, weiche Seide. Diese Tage sind sehr selten. An einem solchen Tag schlenderte ich über die Mittagsreifen hinauf zur Zwölferkante. Der Einstieg, die einzelnen schwierigen Stellen der Kante sind mir längst bekannt. Unbelastet von der Wegsuche kletterte ich die Kante hinauf. Dabei kehren meine Gedanken zurück zu dem Tag, an dem ich im Frühsommer zum erstenmal in diesem Jahr wieder in der Zwölferkante stand. Sie war für mich nun nicht nur in technischer Hinsicht mehr als schwer. Ich mußte mein Leben neu beginnen, mußte nicht nur meine Gesundheit wiedererlangen — soweit dies überhaupt möglich war, ich war schwer krank und hundertprozentig arbeitsunfähig —, ich mußte mit der größten seelischen Belastung meines Lebens fertig werden. Vielleicht finde ich den Weg zu den Menschen wieder, zu Menschen, die mich mit Füßen traten, als ich todkrank darniederlag. Und dies konnte ich, so schien es mir, nur in den Bergen, in der Welt, in der ich lebte.

Mit einem alten Seilfreund stand ich am Einstieg zur Zwölferkante. Heute sollte sich zeigen, ob ich je wieder klettern konnte, ob mein Körper mitmachte und die Umstellung auf das Sehen mit einem Auge in meiner Welt möglich war.

In der ersten Seillänge wäre ich beinahe verzweifelt. Der Fels war glatt, ich sah keine Unebenheiten und somit keine Griffe und Tritte. Die ersten Schritte waren tastend, das Greifen nach Griffen unsicher, ich mußte sie erahnen. Und der Körper? Er mußte trotz der Hungerzeit mitmachen. Darauf konnte ich keine Rücksicht nehmen.

Im Mittelstück der Kante ging es mir schon besser, aber immer noch hatte ich Bedenken, ob ich das nichtplastische Sehen irgendwie überbrücken konnte, denn gerade auf kurze Distanz hatte ich kein Schätzvermögen; es fehlt mir bis heute noch.

Wochen später fühlte ich mich im steileren Fels wieder wohler. Ich nützte jede Gelegenheit zu Bergfahrten. Im Schwierigkeitsgrad 6 werde ich meine lächelnde Sicherheit nicht mehr erlangen, daran hinderte mich zu allem noch zusätzlich meine kaputte linke Schulter, welche die Beweglichkeit des linken Armes stark beeinträchtigte. Als ich glaubte, körperlich etwas aufgeholt zu haben, kam ein schwerer gesundheitlicher Rückschlag.

Zwei vor Gesundheit strotzende Bergsteiger, deren Gesichter nicht von Hunger, Not und Entbehrung gezeichnet waren, kamen in die überfüllte Waxensteinhütte und berichteten, daß in der Nordostkante des Großen Waxensteins einer „geflogen“ ist und Hilfe braucht. Mit einer sehr schlechten Ausrüstung — ich hatte Kletterschuhe mit Leder-sohlen — und in Begleitung eines Unbekannten stieg ich in die Kante ein und erreichte auf halber Höhe die Seilschaft, die sich bereits im Abstieg befand. Der Verletzte hatte sich einige Rippen gebrochen und auch sonst noch — allerdings unbedeutende — Verletzungen zugezogen. Das Abseilen ging leider sehr langsam vor sich, da mein Begleiter vom Abseilen und noch viel weniger von der behelfsmäßigen Rettung aus Bergnot wenig Ahnung hatte. Zum Glück konnte sich der Verletzte selber viel helfen, so daß meine Hauptaufgabe darin bestand, Abseilstellen einzurichten und die drei abzuseilen. Mit dem letzten Licht des Tages erreichte ich den Einstieg, ausgehungert und zusammengeschieden. Am nächsten Tag, es war ein Montag und wieder Ruhe in der Hütte, hatte ich starkes Fieber. Meine Stirne war derart geschwollen, daß ich kaum noch das sehende Auge öffnen konnte. Nur eine Roßkur konnte mir Hilfe bringen, und diese war recht eigenartig. Ich heizte den Küchenherd mit harzigem Holz, um die größte Wärme zu erreichen, entfernte die Ringe der Kochstelle und hielt meinen Kopf eine halbe Stunde darüber. Diese Methode wiederholte ich jede zweite Stunde. Gegen Abend zeigte sich bereits eine geringe Besserung. Nach vier Tagen war ich wieder auf den Beinen und nach einigen weiteren Tagen im Fels des Waxensteinkammes.

Eine Woche später kamen drei junge Bergsteiger auf die Hütte. Es waren Dieter Cukrowski, Karl, und den Namen des Dritten hatte ich vergessen. Dieter und Karl waren mir

vom Wilden Kaiser her bekannt, als sie von der zweiten Begehung der direkten Totenkirchl-Westwand kamen. Auf die Frage, was sie vorhätten, sagte Dieter, er hätte mit Alfons Lippl im Waxensteinkamm eine Erstbegehung gemacht, und sie wollten sich etwas umsehen. Ob ich Zeit hätte, mitzukommen? „Ja, natürlich, ich weiß eine schöne Tour, den Schönanger-Nordpfeiler, 350 Meter hoch und wahrscheinlich nicht leicht, ist östlich der Schönanger-Nordwand.“

Nach der Windhaspel-Nordkante als Eingetour stehen wir am Einstieg des Schönangerpfeilers. Der Weg ist bis zu einer schmalen Rampe etwa sechzig Meter unter dem Gipfel klar. Wie es dann weitergehen soll, läßt sich von unten schwer sagen, also anschauen!

Am nächsten Tag steigen wir in zwei Seilschaften ein, Dieter führt die erste und ich die zweite. Alles verlief wie vorgesehen, die Einstiegsrampe, die anschließenden, sehr brüchigen und ausgesetzten Seillängen, der erste, sehr schwere Überhang mit einer vollkommen veränderten Felsstruktur, die Risse meist geschlossen, so daß das Schlagen von Haken sehr schwierig wird. Noch einige Seillängen, und wir stehen an der Schlüsselstelle, die zwei Möglichkeiten bietet. Entweder den Quergang im senkrechten und brüchigsten Fels, dessen Bewältigung sehr fraglich erscheint, oder gerade empor durch die überhängende, gelbe Gipfelwand. Dieser Weg erscheint uns gefahrloser.

Dieter ist die folgende Seillänge fast ausgegangen, an die vierzig Meter trennen ihn vom Gipfel. Der Berg zeigte sich aber von seiner abweisendsten Seite. Die Risse sind geschlossen, es ist kaum noch ein Haken anzubringen. Da jede Aussicht, am selben Tag noch durchzukommen, gleich Null war, entschlief ich mich zur Umkehr. Ich will auf keinen Fall die Nacht hier im steilen Fels verbringen. Meine Rechnung, mit einigen Stunden Abseilens wieder zum Einstieg zu kommen, wäre leicht aufgegangen, wenn . . . Es kam so: Karl ist dabei, die Seile abzuziehen. Als sie endlich zu seinen Füßen liegen, hat er mit viel Geschick einen herrlichen Seilsalat gebaut, den zu entwirren eine Stunde Zeit in Anspruch nimmt. Als er endlich die Seile geordnet hat, bringt er das zweite Kunststück fertig. Ein Seil entgleitet seinen Händen und verschwindet auf Nimmerwiedersehen in der Tiefe. Nun stehen wir da mit unserem Talent! Aus der Traum, bis zum Dunkelwerden den Einstieg zu erreichen! Da sich die Wetterlage sehr ungünstig gestaltet, will ich wenigstens so tief als möglich kommen.

Das Abseilen verläuft um vieles schwieriger, als ich erwartete. Durch die Brüchigkeit des Gesteins sitzen die Haken schlecht, meist müssen zwei oder drei geschlagen und jeder mit einer Reepschnur abgesichert werden. Wohl ist die Zahl der mitgenommenen Haken für einen eventuellen Rückzug gedacht, doch müssen wir sie bei einem derartigen Verbrauch sehr gut einteilen.

Überraschend schnell wird es dunkel. Es fängt an leicht zu regnen. 250 Meter Wand, zum Teil überhängend, sind noch unter uns. Dazu stockdunkle Nacht. Ich habe nun die Aufgabe übernommen, als erster abzuseilen, um den besten Stand für die nächste Abseilstelle zu finden. Was heißt eigentlich finden bei dieser Dunkelheit. Nachdem ich mich fünfundzwanzig Meter abgeseilt habe, beginne ich zu suchen, taste mich links und dann wieder nach rechts. Meist dauert es geraume Zeit, bis ich einen geeigneten Platz außerhalb der Falllinie zum Nachkommen der Freunde ertastet habe und die Abseil- und Sicherungshaken angebracht sind. Zum Glück ist mein Auge sehr nachtstark, um nicht jeden eventuell geeigneten Hakenriß ertasten zu müssen. Mit einer Reepschnur verbinde ich die Abseilhaken, dann können die Freunde nachkommen. Und wieder beginnt aufs neue das Tiefertasten im senkrechten, brüchigen Fels. Eine solche Seillänge versuche ich zu schildern. Die drei hängen mit Brustgeschirr am eigenen Sicherungshaken räumlich so verteilt, daß jeder seine Funktion, die er ausführen muß, ausüben kann. Dieter bedient das Sicherungsseil und hält Rufverbindung mit mir. Die beiden anderen haben die Aufgabe, die Haken der Abseilstelle mit den Händen zu erfassen, damit eventuelle Lockerungen sofort an Dieter gemeldet werden. Nach einigen Metern Abseilens prüfe ich die Haken

durch extreme Belastung — zum Körpergewicht zusätzlich durch kräftigen Zug am Abseilseil — auf ihre Festigkeit. Erst dann beginne ich das Abseilen.

„Dieter, leicht Zug am Sicherungsseil, ich muß etwas nach rechts.“ Die sich loslösenden Steine fallen knapp an mir vorbei. Plötzlich finden meine Füße keinen Halt mehr. Vergeblich versuche ich einen Reibungspunkt zu finden, es ist umsonst, ich pendle nach links. Die Seile springen über den unebenen Fels und lösen neuerlich Steine, denen ich durch das Hin- und Herpendeln entkomme. Weit unten schlagen sie krachend auf den Plattenschuß. Das Sicherungsseil hat sich noch mehr gestrafft, Dieter hat also nicht geschlafen. Noch einige Meter, und ich berühre mit den Füßen wieder den Fels. Und jetzt etwas ausrasten, verschnaufen!

„Hallo, Otto, was ist los? Ja, Herrgott sag halt was, hat dich ein Stein getroffen?“ Erschrocken fahre ich hoch, die Freunde brüllen mir etwas zu, hoffentlich ist ihnen nichts passiert. Ja, ihr lautes Rufen gilt mir. „Was ist los mit dir?“ — „Nichts, ich bin nur eingeschlafen.“ Dieter meint: „Du bist plötzlich so schwer geworden, daß wir glaubten, ein Stein hat dich erwischt.“

„Paß auf, Dieter, ich muß nach rechts, gib mir leichten Zug, damit ich nicht zurückpendle. Dort könnte es vielleicht einen Stand geben.“ Ich taste und suche, schiebe mich vorsichtig nach rechts, ähnlich wie bei einem Scilquergang. Das Seil ist nun auch zu Ende, ich muß eine Abseilstelle finden. Ich verspüre eine schmale Leiste, auf der die Füße Platz zum Stehen finden. Und jetzt nur noch einige gutsitzende Haken. Vergeblich versuche ich mein Glück in einem Riß. Einige Hammerschläge und der Haken sitzt auf, 'raus damit, vielleicht hält er einige Zentimeter weiter oben besser. Wieder der gleiche, dumpfe Ton! Wieder 'raus! Nach langem Probieren sitzt endlich einer leidlich. Der Karabiner meiner Selbstsicherung schnappt ein, auf leichten Zug kann ich den Haken belasten. „Ich hab' an Stand“, brülle ich, so laut es die ausgetrocknete Kehle zuläßt.

Ja, hier waren wir doch schon mal? Das Gelände kommt mir bekannt vor. Das allererste Licht des Tages läßt die Felsen unter mir besser erkennen. Es kann sich nur um den oberen Teil der Einstiegsrampe handeln. Nein, ich täusche mich nicht, es ist so! Das heißt also, nur noch eine Seillänge, und wir sind aus der Wand. Vielleicht finden wir noch einen Haken vom Aufstieg, der nicht nur meine Vermutung bestätigen, sondern unseren sehr fraglich gewordenen Hakenbestand auffrischen soll.

Bald sind die Freunde bei mir, jeder hängt an seinem Sicherungshaken. Auch sie erkennen die Felsen wieder und bestätigen meine Vermutung. Mit dem letzten Haken im Fels schweben wir die letzte Seillänge hinunter.

Wir sitzen am Einstieg beisammen, eng aneinandergerückt, und frieren. Wir schauen die Wand hinauf, aus der wir kamen, schauen hinunter zum Eibsee, an dessen östlichem Strand ein großes Luxushotel steht. Wir wünschen uns nicht diese Umgebung, kein warmes Bett, sondern etwas zu Essen. Wir können das Wort Hunger nicht mehr aussprechen, wir sind zu hungrig. In den letzten vierundzwanzig Stunden bestand unsere Verpflegung aus einem Stück Brot, einen Zentimeter stark, und einer Hosentasche voll gelber Rüben. Und als wie die Hütte verließen, gluckerten in unserem Bauch zwei Teller Erbsensuppe, mit einem Stück Brot etwas eingedickt.

Still schlendern wir hinunter zur Hütte. Leider wartet auch dort kein Essen auf uns, nicht einmal Kartoffeln. Die drei legen sich sofort aufs Lager, ich packe meinen Rucksack, um im Tal etwas Eßbares aufzutreiben. Auf halbem Weg kommt Luggi Kleißl. Er will zur Hütte. Als er mich sieht, bleibt er stehen, kramt in seinem Rucksack und in den Hosentaschen und gibt mir, was er zu essen bei sich hat. Nur ein klein wenig will ich davon verzehren, die anderen sollen auch was bekommen.

Mein Einkauf im Tal hat sich gelohnt. 50 Pfund Kartoffeln, etwas Suppenpulver und eine Monatsration Fett von 100 Gramm, dazu ein Pfund Brot waren meine Errungenschaften.

1948 sind Dieter und ich wieder in den Felsen des Nordpfeilers, eine Seillänge unterhalb der Umkehrstelle vor zwei Jahren. Dieter probiert die Querung. Sie sieht sehr schlecht aus, überhängender Fels über und unter uns. Der Fels, in dem wir uns bewegen, ist gelb, brüchig und senkrecht. Eishaken stecken senkrecht im Riß einer abgesprengten Platte und dürfen nur nach unten belastet werden. Der Stand ist schlecht und luftig.

Dieter quert leicht fallend mit Seilzug nach links. Im morschen, gelben Dreck bringt er einen Haken an, beide Seile werden eingehängt. Wieder „Zug und, auf Zug bleibend, leicht nachlassen“. So erreicht Dieter eine Felsnase, hinter der er verschwindet. Die Seile laufen vorsichtshalber über die Felsnase. Ich bin froh um diese zusätzliche Sicherungsmöglichkeit, denn die Haken sind mehr als fragwürdig.

Während Dieter den Standhaken schlägt, überlege ich mir, wie ich es wohl am besten anstelle, 'rüberzukommen. Der erste hat in diesen Fällen durch Seilzug die Hilfe des zweiten.

„Nachkommen!“ ruft Dieter. „Ja, ich komme! Seile langsam einziehen!“ Im Standhaken hänge ich eine lange Reepschnur ein und ersetze so den Seilzug. Ich bin froh, als ich endlich bei der Felsnase bin, denn die Haken stecken regelrecht im Dreck und erlauben nicht einmal einen Rutscher. Der Weg nach oben ist frei, noch fünfzig Meter und wir stehen auf dem höchsten Punkt. Auf der Südseite steile, grasdurchsetzte Schrofen mit vielen Blumen. Schön ist die Welt, herrlich schön erscheint sie nach einem so steilen Weg. Zu Füßen eine bezaubernde Flora, über uns ziehende Wolken, in die schöngeformte Felsberge ihre Häupter erheben. Voll und ganz geben wir uns dem Augenblick der Gipfelstunde hin, die so ein Anstieg mit sich bringt.

Abends sitzen wir auf der Bank vor der Hütte und schauen hinunter ins Werdenfelser Tal. Um uns Stille, die nur durch das Rauschen der Bergwasser unterbrochen wird. Einige Vogelstimmen aus den Baumwipfeln. Friede ist in mir eingekehrt und Stille. Ein großes Bergerlebnis findet seinen Abschluß im ausklingenden Tag.